

OLIVER PÖTZSCH  
Die Henkerstochter  
und die  
Schwarze Madonna

HISTORISCHER ROMAN



»Himmelherrgott, warum sollte ich denn nicht auffallen!«, schimpfte Simon. »Ich bin der kurfürstliche Hofmedicus, verdammt noch mal! Und nun kann ich froh sein, wenn mich die Flöhe und Wanzen nicht vor meiner ersten Behandlung auffressen! Dafür, dass ich diese gesprungene Waschschüssel und frisches Wasser bekomme, musste ich dem schmierigen Koch auch noch versprechen, dass ich seine Familie behandle. Umsonst, versteht sich! Vielleicht schreibe ich dem Herrn Kurfürsten auch mal einen Brief, und dann ...« Er holte tief Luft, und Magdalena fiel ihm in den Arm.

»So schlimm ist es auch wieder nicht«, sagte sie beruhigend. »Außerdem ist es ja nur für ein paar Tage. Schau nur, der Sophia und dem Großvater scheint es zu gefallen.«

Tatsächlich saßen Jakob Kuisl und seine Enkelin drüben in der Kammer auf einem der Betten. Kuisl hatte sich seine Pfeife angesteckt und wühlte eben in den Truhen.

»Die haben hier doch tatsächlich Bücher eingelagert«, sagte der Henker und zog einen zerfledderten Wälzer heraus. »Als wären's alte, abgelegte Kleider.«

Simon nickte. »Unser Vermieter meinte, dass vor uns irgendein Schreiber und Gelehrter hier gewohnt hat. Der konnte seine Miete nicht zahlen, hatte wohl auch Ärger mit der Stadt und ist auf und davon. Seine Reisetruhen hat er zurückgelassen.«

»Das Zeug ist sicherlich mehr wert als ein Jahr Miete in so einem Loch«, brummte Kuisl. Er überflog einen der Titel und zog eine Grimasse. »Ein Kochbuch. Vielleicht sollten wir das dem Koch mal runterbringen. Und hier ...« Er kramte ein paar weitere, teils angeschimmelte Werke hervor. »Schau an, der Abenteuerliche Simplicissimus. Außerdem ein paar von diesen neumodischen Zeitungen und etliche Bauernkalender mit Sprüchen und Geschichten ...« Der Henker schlug eines der Büchlein auf und begann, Sophia daraus mit tiefer Stimme vorzulesen, während unter ihnen die Töpfe klapperten und klirrten. Magdalena wandte sich lächelnd an Simon.

»Wo Bücher sind, kann es nicht so übel sein. Findest du nicht?« Sie deutete auf die gesprungene Waschschüssel. »Du wirst sehen, wenn der kurfürstliche Herr Hofmedicus sich erst mal den Dreck aus dem Gesicht gewaschen hat, sieht die Welt gleich ganz anders aus.«

Wenig später ging Jakob Kuisl mit einem seltsamen Gefühl gespannter Erwartung durch das stille Mörnbachtal auf Altötting zu. Einige Mühlen standen hier, ihre Räder drehten sich leise ratternd im Wasser. Der Henker hatte einen kleinen Trampelpfad unweit des Baches gewählt, um seine Ruhe zu haben. Zwischen den Bäumen hindurch sah er einige Wanderer, aber auch Karren und Ochsenfuhrwerke, die auf der matschigen Straße unterwegs waren. Irgendwo läuteten Glocken, und Kuisl fragte sich, ob der Kaiser vielleicht schon angekommen war. Er hoffte nicht.

Vor zwei Stunden erst hatten sie in Neuötting Quartier bezogen. Dass die versprochene herrschaftliche Unterkunft sich als schäbige Absteige herausgestellt hatte, störte Kuisl nicht weiter. Auch das geselchte Krautfleisch, das der Koch zum Einstand serviert hatte, war nicht übel gewesen, vielleicht ein bisschen zu viel Kümmel. Außerdem gab es Bücher, und zwar jede Menge davon. Wusste der Koch eigentlich, was für einen Schatz er oben in seiner Dachkammer barg? Wahrscheinlich nicht. Und selbst wenn er es wüsste, würde er sich mit den Seiten vermutlich nur den Arsch abputzen.

Bücher waren eine Leidenschaft, die Kuisl mit seinem Schwiegersohn und Peter teilte. Und offenbar auch mit seiner Enkelin, wie er erfreut feststellte. Sophia hatte gespannt zugehört, als er ihr ein paar der Kalendergeschichten vorgelesen hatte. Überhaupt bereitete es Kuisl eine große Freude, die geliebte Enkelin die ganze Zeit um sich zu haben. Allein dafür hatte sich die Reise gelohnt.

Aber eigentlich war er wegen etwas anderem mitgekommen.

Als der Henker verkündet hatte, er werde heute noch nach Altötting gehen, hatte Sophia gezetert und gebettelt, ihn begleiten zu dürfen. Doch Kuisl war ausnahmsweise hart geblieben. Das, was er vorhatte, musste er allein tun. Und so hatte die Familie sich darauf geeinigt, sich zum abendlichen Sechsuhrläuten am Altöttinger Kapellplatz zu treffen. Vermutlich war dann auch schon der Kaiser mit seinem Gefolge eingetroffen. Im Vorübergehen hatte Kuisl von zwei Händlern gehört, dass seine kaiserliche Exzellenz Leopold I. wohl schon auf dem Weg von Burghausen hierher war. Vermutlich war dies die letzte Möglichkeit, als einfacher Pilger die Gnadenkapelle zu besuchen, bevor die hohen Herrschaften mit ihrem Tross wie die biblischen Heuschrecken in dem kleinen Ort einfielen.

Etwa eine halbe Meile entfernt sah Jakob Kuisl bereits die zwei hohen Türme der Stiftskirche, ansonsten ähnelte Altötting von Weitem eher einem Dorf. Es gab Felder, Scheunen und Ställe; Kühe muhten, Bauern hackten den frostharten Boden für die kommende Saat auf. Kuisl verließ den Bach und wanderte auf der Straße weiter, vor ihm einige beschauliche Bauernhäuser und Wirtshäuser. Dahinter tauchten nun größere steinerne Gebäude auf. Zur Rechten stand ein Kloster, umgeben von einer hohen Mauer. Er traf auf immer mehr Menschen, die meisten von ihnen betende oder singende Wallfahrer, mit Kerzen oder Fahnen in den Händen, auch einige Franziskanermönche konnte Kuisl an ihren braunen Kutten erkennen. Sie alle strebten einem großen Platz in der Mitte des Orts zu. Verwundert blieb der Henker am Rande des Areals stehen.

Er wusste nicht, was er erwartet hatte, aber sicher nicht das.

Der riesige Platz wurde umsäumt von einer Reihe herrschaftlich aussehender, mattgelb angestrichener Häuser. Auf der rechten Seite ragte die große Stiftskirche auf, es gab eine weitere Kirche mit einer Kapelle und eine eher baufällige Taverne, neben der sich eine große, stinkende Kies- und Abortgrube befand. Etliche der kirchlichen Gebäude wirkten noch nicht ganz fertig, so als wäre das Areal eigentlich eine einzige große Baustelle.

Der Platz selbst war ein großes schlammiges Feld, das der Regen der letzten Tage teilweise überflutet hatte. Über die Pfützen und Wasserlöcher führten schmale Stege, wo die Wallfahrer nur mühsam vorankamen. Kuisl bemerkte einige Devotionalienhändler, die sich mit ihren Bauchläden einen Weg bahnten. Es gab einen großen Brunnen mit einer Marienstatue und noch einen kleineren Brunnen, doch ansonsten wirkte der Platz so beschaulich wie ein frisch durchwühlter Schweineacker. Vor Kurzem erst war offenbar ein größerer Baum gefällt worden, Kuisl vermutete eine Linde, ein Teil des Wurzelwerks ragte noch aus dem nassen Boden.

Ergänzt wurde der Anblick durch eine Reihe großer Zelte, die eben aufgestellt wurden, vermutlich für das einfache Gefolge der beiden sehnlichst erwarteten Fürsten. Das monotone Hämmern und Sägen, die Rufe der Zimmerleute, das Krakeelen der Devotionalienhändler und die Gesänge der Pilger vermischten sich zu einem Lärm, der Kuisl weniger himmlisch als infernalisch anmutete.

In der Mitte des Platzes, ganz so, als würde sie der ganze Trubel nicht kümmern, stand eher unscheinbar die Heilige Kapelle, von den Wallfahrern auch Gnadenkapelle genannt.

Jakob Kuisl kannte sie nur von billigen Stichen und Andachtsbildchen her, von denen es in Bayern so viele zu geben schien wie Brauereien, Hostien und Kerzen. Die Kapelle hatte eine seltsam achteckige Form, mit einem daran anschließenden Langhaus und einem Umgang, der das kleine Gebäude wie eine niedrige Burgmauer umgab. Oben thronten ein Turm und ein mit Ziegeln gedecktes Spitzdach. Ein Steg führte über die Pfützen auf den Eingang zu, vor dem sich eine lange Schlange von Pilgern gebildet hatte.

Kuisl fluchte lauthals, was er an einem so heiligen Platz gleich wieder bereute. Was hatte er sich eigentlich gedacht? Dass er mutterseelenallein vor der Altöttinger Madonna beten konnte? Andererseits, wenn nicht jetzt, dann wohl nie mehr ... Die Soldaten, die in glänzendem Kürass am Rande des Areals standen, deuteten darauf hin, dass die Ankunft des Kaisers nicht mehr lange auf sich warten ließ. Vermutlich würden die ruppigen Kerle dann als Erstes den Kapellplatz räumen.

Der Henker reihte sich ein in die Schlange der Wallfahrer, die sich im Schnecken-tempo vorwärtsbewegten. Vor ihm stand ein kleines altes Männchen, in den Händen einen Rosenkranz. Der Greis betete die ewig gleichen, uralten Verse.

»Heilige Maria, bitte für uns Sünder ...«

»Jetzt und in der Stunde unseres Todes. Amen«, ergänzte Kuisl. Es war einfach passiert, dabei hatte er schon lange keinen Rosenkranz mehr gebetet.

Der Alte sah neugierig zu ihm hoch und fragte mit seiner morschen Stimme: »Kommt Ihr aus dem Allgäu? Ihr klingt so anders ...«

»Nicht ganz.« Kuisl schüttelte den Kopf. »Aus Schongau, unten am Lech.«

»Jessas! Ein langer Weg für einen alten Pilger.« Mit dem Kopf wies der Greis auf die lange Reihe vor ihnen. »Wollen hoffen, dass Eure Reise nicht umsonst war. Wenn der Kaiser bald kommt, hat Gschwerl wie das unsrige hier schnell nichts mehr verloren.« Der Alte seufzte. »Den ganzen Weg von Mühldorf bin ich heut hergelaufen, um dem Herrgott zu danken, dass unser Haus noch steht. Stadel, Stall, alles ist abgebrannt, weil der Blitz eingeschlagen hat! Ebenso das Haus vom Nachbarn. Und unser Haus wurde verschont. Ein Wunder!«

»Heiliger Sankt Florian, schütz unser Haus, zünd andre an«, murmelte Kuisl.

Der Alte hatte ihn offenbar nicht gehört, er faselte unbeirrt weiter: »Na, wenn Kurfürst und Kaiser gemeinsam an so einem heiligen Ort beten, wird die Jungfrau Maria uns sicher im Kampf gegen die verfluchten Heiden beistehen!« Er schlug ein Kreuz und senkte die Stimme. »Der türkische Großwesir hat einen Pakt mit dem Teufel geschlossen. Hab's eben von einem der Tandler gehört! Seitdem kommt aus den heidnischen Kanonen Höllenfeuer, und die Kanonenkugeln sind aus dem Kot des Satans gemacht.«

»Vielleicht kann der Papst uns ja seinen Heiligen Stuhl schicken«, brummte Kuisl. »Dann schießen wir zurück.«

Der Alte sah ihn an, als wüsste er nicht recht, ob Kuisl ihn aufzog. Er beschloss, still weiter seinen Rosenkranz zu beten und den großen seltsamen Kerl mit dem ebenso seltsamen Dialekt nicht weiter zu beachten.

Mittlerweile waren sie ein wenig vorgerückt. Der Henker sah nun, dass in dem arkadenartigen Umgang zahlreiche Votivbilder und Mirakeltafeln hingen, die von den unterschiedlichsten Unglücken und rettenden Wundern berichteten: aus der Wiege gefallene Säuglinge, Messerstiche in den Hals, zusammenbrechende Häuser, Feuersbrünste, unterspülte Brücken, Meeresstürme, Harnsteine, Wahnsinn, Blindheit ... Das erste Wunder war die Errettung eines kleinen Buben gewesen, der im Mörnbach ertrunken war und von der Heiligen Jungfrau Maria wieder zum Leben erweckt wurde. Viele weitere Wunder waren in den letzten Jahrhunderten gefolgt. Kuisl schmunzelte. Wenn man all diese Bildnisse betrachtete, schien die Schwarze Madonna wirklich einiges zu tun zu haben.

Gebete murmelnd und Choräle singend zogen die Pilger im Kreis an den Bildern vorbei, angeleitet von zwei jüngeren Kaplänen, die für die nötige Ordnung sorgten. Manche der Wallfahrer trugen Kerzen oder große Holzkreuze, unter deren Last sie schier zusammenbrachen. Kuisl hasste es, den anderen wie ein Ochse nachzuhatschen. Er zweifelte schon, ob es wirklich eine gute Idee gewesen war, nach Altötting

zu pilgern, als er das weihrauchgeschwängerte Langhaus betrat. Auch hier hingen Votivbilder. Unter einem Türbogen mit einer Schutzmantelmadonna hindurch ging es schließlich ins Allerheiligste.

Der Anblick ließ Kuisls Knie weich werden, er bekam eine Gänsehaut.

Er wusste nicht, was es genau war: die schwarzen Wände, das viele Silber, das im Licht der Kerzen glänzte und glitzerte, der stickige Geruch von Weihrauch, die vielen betenden Menschen in dem kleinen Raum – oder eben jene berühmte Statue, die vor ihm auf dem Hochaltar stand und trotz ihrer geringen Größe den Mittelpunkt aller Aufmerksamkeit bildete.

Die Schwarze Madonna war tatsächlich fast schwarz, vermutlich durch den Ruß der vielen Kerzen, die in der Kapelle seit Jahrhunderten brannten und schwelten. Sie trug eine hohe goldene Krone und ein festliches Gewand, das gleiche wie das Jesuskindlein, das sie in ihren Armen hielt. Ihr Antlitz hatte etwas Mildes, Vergebendes, so als könnte allein ihr Blick alle Sünden der Welt tilgen. Um Kuisl herum fielen die Menschen auf die Knie, und ohne nachzudenken, tat er es ihnen gleich. Er senkte sein Haupt.

*Heilige Muttergottes!*, betete er lautlos. *Sag mir, was soll ich tun? Soll ich es meiner Tochter sagen? Schwarze Madonna, was soll ich tun ...?*

Er bekam keine Antwort.

Noch einmal versuchte er es, ganz in sich versunken.

*Schwarze Madonna, was soll ich tun? Sag es mir ...*

Vergeblich.

Kuisl hatte nicht erwartet, dass die Madonna zu sprechen begann, auch nicht mit einer Stimme in seinem Inneren, aber doch zumindest mit einem Hinweis, einem klitzekleinen Zeichen, einem seltsamen Gefühl, irgendetwas.

Doch da war nichts. Gar nichts.

Eine tiefe Enttäuschung breitete sich in ihm aus, und er fühlte sich ... beschmutzt, schämte sich. Was, zum Teufel, hatte er sich eigentlich gedacht? Er war ein ehrloser Henker, hatte Dutzende Menschen gequält und getötet, erst im Krieg und später dann als Scharfrichter. Warum sollte gerade ihm die Schwarze Madonna ein Zeichen senden, ihm helfen? Er hatte geflucht wie ein Heide, hatte gotteslästerliche Lieder gesungen, war stets lieber ins Wirtshaus gegangen als in die Kirche. Wenn er ehrlich war, hatte ihn Gott sein Leben lang einen Dreck geschert, und nun kam er hier als Pilger angekrochen.

Unwillkürlich schüttelte Kuisl den Kopf. Es war ein Fehler gewesen, herzukommen. Er schaffte es gerade noch, ein hastiges Kreuz zu schlagen, dann drängte er sich an den vielen Gläubigen zurück ins Freie. Erst draußen im Umgang konnte er wieder freier atmen.

Nun betrachtete Kuisl die Votivbilder vor ihm mit einem völlig anderen Blick. Wie selbstüchtig war der Mensch eigentlich, dass er stets dachte, ausgerechnet ihm müsste geholfen werden? Auf einer der größeren Mirakeltafeln war ein Soldat zu sehen, dem ein Pfeil im Hals steckte. Wie oft hatte Kuisl selbst so etwas erlebt! Warum sollte die Jungfrau Maria gerade diesem einen Soldaten helfen, den Abertausend anderen auf dem Schlachtfeld jedoch nicht? Ein anderes Bild erzählte die Geschichte eines verurteilten Verbrechers, der dreizehn Schläge mit dem Rad überlebt hatte. Kuisl schnaubte. Was für ein Blödsinn! Wenn das stimmte, war das kein Wunder, sondern bloßer Pfuscher. Wenn er früher jemanden gerädert hatte, dann hatte es gleich am Anfang den Gnadenstoß gegeben, damit das Leiden schnell zu Ende war.

Vorne, neben dem Eingang zur Sakristei, hingen weitere Tafeln, darunter auch ein düsteres Bild, das einen Mann zeigte, der in Seenot geraten war. Die Männer im Boot warfen dem Verunglückten ein Seil zu

...

Kuisl stutzte, als ihm an dem Bild etwas auffiel.

Das Seil war echt.

Aus der Mirakeltafel hing tatsächlich ein Stück Schnur.

Neugierig trat er näher. Er hatte die Schnur zunächst nicht bemerkt, weil sie exakt so aussah, als wäre sie gemalt. Sie war etwa so lang wie sein Finger, eine dünne Kordel, die einen ganz bestimmten Geruch verströmte – einen Geruch, den der Henker nur allzu gut kannte. Er zog daran, doch die Schnur hing fest.

Stattdessen entdeckte Kuisl etwas anderes.

Die Tafel schloss nicht, so wie die anderen Gemälde, mit der Wand dahinter ab. Dazwischen befand sich ein gut zwei Finger breiter Spalt. Prüfend griff Kuisl hinein.

Da war etwas ...

Er war eben dabei, die Tafel herunterzuheben, als sich einer der Kapläne ihm zornig näherte.

»He, nicht anfassen! Das ist ja wohl nicht zu glauben, was sich manche Pilger ...«

»Da ist etwas hinter dem Bild«, unterbrach ihn Kuisl. »Und ich glaube, ich weiß, was es ist.«

»Hinter dem Bild?« Der junge Kaplan sah ihn entgeistert an. »Äh ... Was soll denn hinter dem Bild sein?«

»Herrgott! Wie vernagelt seid Ihr? Das will ich Euch ja eben zeigen!«

Ohne auf den weiteren Protest des Mannes zu achten, hob Kuisl das schwere Bild an und drehte es um.

Auf der Rückseite hingen mehrere kleine Leinensäckchen. Von den Säcken aus liefen weitere Schnüre zu der einen Schnur im Mittelpunkt des Bildes, eben jener Schnur, die auf der anderen Seite wie ein kleines Schwänzchen heraushing.

Der Kaplan wurde kreidebleich. »Was ... was in Gottes Namen ist das?«

Kuisl sah sich zu einigen anderen Pilgern um, die sich bereits neugierig zu ihnen umgedreht hatten und tuschelten. »Wollen wir das wirklich hier bereden?«

»Um Himmels willen, nein!« Der Kaplan, ein jüngerer Mann mit pickligem Gesicht, einer schwarzen Haube und ebenso schwarzem Gewand, senkte die Stimme. »Am besten, Ihr folgt mir. Äh, mit dem Bild natürlich. Der ehrwürdige Dekan Achatius Viertel sollte schleunigst davon erfahren.«

Unter den aufmerksamen Blicken und dem Getuschel der Wallfahrer betraten sie die kleine Sakristei. Ein älterer Geistlicher in festlicher Robe war eben dabei, am Tisch einige Unterlagen zu sortieren. Als er das Knarren der Tür vernahm, zuckte er merklich zusammen. Er wandte sich erschrocken um, und seine Miene verdüsterte sich. Nervös rückte er seinen Kneifer zurecht.

»Herrgott, Bruder Johannes, was fällt Euch ein! Seht Ihr nicht, dass ich arbeite? In einer Stunde wird der Kaiser hier sein und ...« Er stutzte, als er den Henker mit der schweren Tafel erblickte.

»Wer, bitte schön, ist denn das? Und warum hält der Kerl eines der Mirakelbilder in seinen schmutzigen Prätzen?«

Ohne die Antwort des Kaplans abzuwarten, richtete Kuisl das Wort an den Geistlichen, der offenbar eben jener Dekan Achatius Viertel war, von dem der Kaplan gesprochen hatte. Achatius hatte einen leichten Buckel, den er offenbar unter seiner weiten Robe zu verstecken suchte. Der Henker drehte die Tafel um, sodass die aufgehängten Säcke nun zu sehen waren.

»Das da ist Schießpulver«, brummte er. »Ein ganzer Haufen sogar.«

Kuisl deutete auf die Schnüre, die bei der einen Schnur in der Mitte zusammenliefen. »Und das da sind Zündschnüre. Wenn die vordere Schnur zu brennen beginnt, vergehen nur ein paar Augenblicke, dann fliegt einem das Zeug gewaltig um die Ohren. Bumm!«, fügte er leise, jedoch bedrohlich hinzu.